Zeitschrift: Anzeiger für schweizerische Altertumskunde : Neue Folge = Indicateur d'antiquités suisses : Nouvelle série

Herausgeber: Schweizerisches Landesmuseum

Band: 32 (1930)

Heft: 2

Artikel: Zur Baugeschichte der Kathedrale und der Kirche S. Lucius in Chur. I, Rückblick auf die beiden ersten Kathedralen und die römische Zeit

Autor: Poeschel, Erwin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161155

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Baugeschichte der Kathedrale und der Kirche S. Lucius in Chur.

Von *Erwin Poeschel.*

I.

Rückblick auf die beiden ersten Kathedralen und die römische Zeit.

Auf den kühn geplanten, hoch an den Bergflanken hinziehenden Heerstraßen kam hinter den klirrenden Tritten der Legionen als ein leiserer Gast das Christentum in das Land, zuerst heimlich getragen von demütigen Wanderern oder auch in schwärmerischen Herzen unter der Lorica verborgen, später dann unter dem Schutz der kaiserlichen Hand verkündigt. Aber die sichtbaren Spuren dieser ersten Zeit, in der das alternde Reich noch einmal das Gesicht einem aufgehenden Morgen zuwandte, sind bis auf geringe Reste, eine Bauinschrift, ein paar Grabbeigaben, in der Schweiz ausgetilgt. Auch in Rätien, das die Kontinuität mit dem römischen Wesen doch am lebendigsten bewahrte, wo römische Sprache nicht nur, sondern auch römische Institutionen die Umschichtungen der Völkerwanderungszeit, die Herrschaft der Ostgoten und Merowinger überdauerten, war bisher ein unsicherer Legendenbestand der einzige Rest. Die Geschichte der kirchlichen Architektur insbesondere konnte zwar den — oder vorsichtiger gesprochen einen — karolingischen Typus des Sakralbaues an mehreren Beispielen klar bestimmen [1]), aber hinter dieser Epoche verschloß den Rückblick auf die Anfänge ein dunkler Vorhang, in dem sich jetzt erst ein schmaler Streif öffnet.

Es lag wohl am nächsten, diesen Aufschluß von der Baugeschichte der Kathedrale in Chur zu erwarten, die — im Bereich des spätrömischen Kastells aufgerichtet — sichtbar den Anspruch erhob, als Platzhalter der römischen Tradition zu gelten. Merkwürdigerweise aber tastete sich auch hier die Überlieferung nur bis zur frühkarolingischen Epoche zurück und wollte dem Bischof Tello, der in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts regierte († 784), und zwar als Bischof wie als weltlicher Präses des Landes, die Gründung der Kathedrale «auf dem Hof» zuschreiben. Diese Tradition, von Gaspare Bruschius (1549), soviel wir noch wissen, zum erstenmal fixiert [2]), ging hernach unter den Chronisten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts als geprägte Münze von Hand zu Hand und wurde auch von der neueren Geschichtsschreibung angenommen.

---

[1]) Vgl. dazu vor allem Zemp und Durrer: Das Kloster St. Johann zu Münster.

[2]) Magni operis de omnibus Germaniae episcopatibus epitomes, etc. 1549, Tom. I S. 23: «Thello ... condidit et exstruxit Chathedralem Eccl. Chur. quae ad haec nostra tempora iliaesa mansit ...»

In der Auslegung der Überlieferung allerdings mußte sich allmählich ein Wandel vollziehen. Es wird uns nicht wundern, wenn zweieinhalb Jahrhunderte nach Bruschius es dem Mönch von St. Blasien, P. Ambrosius Eichhorn((1797) [1]), noch keinerlei Skrupeln bereitet, die bestehende Domkirche als Werk Tellos anzusehen. Überraschender ist es schon, wenn Nüscheler an dieser Meinung im wesentlichen noch festhielt und nur von einer Restaurierung der Kirche um 1273 etwas wissen wollte [2]). Denn sieben Jahre vor ihm hatte ja Jakob Burckhardts durchdringendes Auge schon die richtige historische Einordnung dieses Baues ins zwölfte und dreizehnte Jahrhundert klar gesehen und mit der hellen Sicherheit seiner Diktion in den Hauptlinien aufgezeichnet [3]).

Seltsamerweise aber beunruhigte die doch recht nahe liegende Frage, wo denn die vorkarolingische Bischofskirche zu suchen sei, die Geschichtsschreibung noch lange nicht, sei es, daß sie überhaupt nicht aufgeworfen [4]) oder daß unter Hinweis auf die Tradition ohne Bedenken angenommen wurde, es habe eine Hauptkirche zuvor nicht bestanden [5]). Zuweilen verhinderte auch das Fehlen einer genaueren Kenntnis der lokalen Verhältnisse den Autor an einer sicheren Entscheidung; dies um so mehr, als die Tatsache Verwirrung stiftete, daß der heilige Lucius vorübergehend (im zehnten Jahrhundert) als Mitpatron des Domes erscheint [6]). Allmählich aber bildete sich die Überzeugung heraus, daß St. Lucius, die östlich des «Hofes» außerhalb der alten Stadtmauer gelegene Kirche, ursprünglich die bischöfliche Kathedrale gewesen und durch die Gründung Tellos auf das Niveau einer Nebenkirche herabgedrückt worden sei. Diese Auffassung hat insbesondere der letzte Historiograph des Bistums mit allem Nachdruck vertreten [7]) und sie ist seitdem nicht mehr bestritten worden [8]). Da mit jener These auch die Bedeutung von St. Lucius für die Kirchengeschichte des Landes ins Blickfeld gerückt wird, so muß später auch von diesem Gotteshaus noch die Rede sein.

Die Ratlosigkeit darüber, wo denn die frühere Domkirche gestanden habe, zeitigte endlich noch den Versuch, die Laurentiuskapelle, die an der Stelle des heutigen Hofbrunnens stand und von Bischof Lucius I. im Jahre 1543 abgebrochen wurde, zum Rang der Domkirche zu erhöhen [9]). Worauf dieser Irr-

---

[1]) P. Ambrosii Eichhorn: Episcopatus Curiensis in Raetia. St. Blasien 1797 S. 24: «cathedrale ... quod hodiedum exstat».

[2]) A. Nüscheler: Die Gotteshäuser der Schweiz. Heft 1. Zürich 1864, S. 47.

[3]) Mitt. d. Antiquar. Gesellschaft Zürich, Bd. XI, Heft 7.

[4]) F. W. Rettberg: Kirchengeschichte Deutschlands; Göttingen 1848, Bd. II, S. 141. C. v. Moor: Geschichte von Currätien, Chur 1870, Bd. I, S. 148.

[5]) E. F. Gelpke: Kirchengeschichte der Schweiz, 1861, Bd. II, S. 467.

[6]) J. Friedrich: Kirchengeschichte Deutschlands, Bamberg 1869, Bd. II, S. 627ff.

[7]) Joh. Gg. Mayer: Geschichte des Bistums Chur. 1907, Bd. I, S. 59 und 83.

[8]) Sie wird unter anderm auch geteilt von O. Farner (Die Kirchenpatrozinien des Kantons Graubünden), der allerdings in der Zuschreibung schwankt, wenn er S. 28 sich bestimmt für S. Lucius (nach seiner Ansicht ehemals dem Andreas geweiht) entscheidet, dann aber (S. 176) noch St. Laurentius zur Diskussion stellt.

[9]) So Farner a. a. O. S. 34f. und 176, nachdem Kind (Die Stadt Chur in ihrer ältesten Geschichte, S. 23 und 35) ihm schon 1859 darin vorangegangen ist.

tum beruht, wird bei der später noch nachzutragenden Kritik all der erwähnten Hypothesen zu sagen sein.

Die Entscheidung dieses Fragenkomplexes nun wurde durch Ausgrabungen, die vor mehreren Jahren stattfanden, auf eine neue und sichere Grundlage gestellt. Die Ergebnisse sind bisher noch nicht verarbeitet, ja sie wurden in einer neueren Publikation, die hier im entscheidenden Punkt eine falsche bildliche Darstellung gibt, in ihrer Bedeutung nicht erkannt [1]).

Im Sommer 1921 erhielten die Architekten Gebr. Sulser in Chur vom Domkapitel den Auftrag, den schadhaft gewordenen Plattenboden der Kathedrale

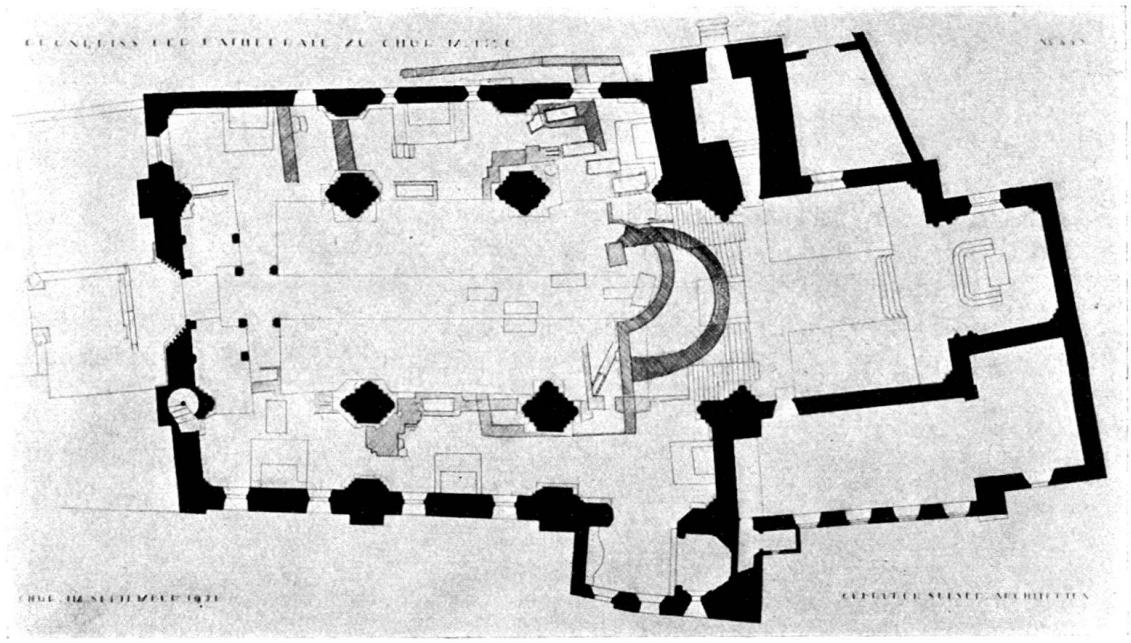

Abb. 1. Grundriß der Kathedrale von Chur.

Die jetzige Kirche ist durch die schwarz angelegten Teile bezeichnet, die große, dunkel schraffierte Apsis gehört zum karolingischen, die kleinere und heller schraffierte zum ersten Bau.

zu erneuern. Sie benützten — wofür ihnen die Wissenschaft zu größtem Dank verpflichtet ist — diese Gelegenheit, den Baugrund, soweit es möglich war, zu durchforschen, wobei sie Prof. Dr. J. Zemp beriet und Dompfarrer Ch. Caminada durch tätiges Interesse unterstützte. Obwohl für diesen Zweck nur geringe Mittel zur Verfügung standen und eine Entfernung der Bestuhlung nicht ermöglicht werden konnte, war das Resultat von tiefgehender Bedeutung, da die übereinander liegenden Fundamente zweier dem heutigen Bau vorangegangener Kirchen zutage kamen. Architekt Walter Sulser berichtet darüber:

---

[1]) J. Schmucki: Die Kathedrale von Chur. 1928, S. 8.

«Das bedeutendste Ergebnis der Nachgrabungen stellen die beiden Apsiden dar, welche im Hauptschiff, vorn zwischen den beiden Chortreppen, aufgefunden wurden (vgl. Grundriß, Abb. 1). Die ältere, etwas tiefer liegende Apsis mit anschließendem ungefähr nord-südlich verlaufendem Mauerwerk, hat einen Radius von 2,95 m und ist aus 72 cm starkem Bruchsteinmauerwerk sehr sorgfältig gemauert und außen wie innen mit Kalkmörtel verputzt [1]). Die Fundamentsohle liegt 1,45 m, das Fundamentbanquett 0,73 m, die abgebrochene Mauerkrone 0,32 m tief. Irgendwelche Formen oder Farbspuren sind nirgends zu erkennen, auch läßt sich der Verlauf des zu dieser Anlage gehörenden Mauerwerkes nicht weiter verfolgen, weil es durch Gräber und spätere Mauerzüge durchschnitten und zerstört ist.»

«Eine zweite größere Apsis,» so berichtet W. Sulser weiter, «mit Radius 3,45 m und einer Mauerstärke von 0,82 m liegt etwas östlich der erstgenannten. Sie *überschneidet* mit ihrem nördlichen Arm die kleinere Apsis und liegt auch weniger tief als diese. Die Fundamentsohle befindet sich auf ca. 1,10 m Tiefe. Während die kleinere Anlage genau halbkreisförmig war, zeigt diese mehr Hufeisenform, was sich allerdings nicht einwandfrei erkennen läßt, weil die äußersten Enden des Hufeisenbogens abgebrochen sind.» «Außer diesen beiden Anlagen kam eine Unmenge nach allen möglichen Richtungen verlaufenden Mauerwerks zum Vorschein, ohne daß ein Zusammenhang mit irgendeiner Anlage zu rekonstruieren wäre» (s. Abb. 1 u. 2).

Zur Erklärung der Tiefenmaße sei hier noch bemerkt, daß sie sich auf einen mit Null bezeichneten Punkt beziehen, der vom Architekten links neben dem nördlichen Aufgang zum Chor und zwar an der Basis der Pfeilervorlage der Ostwand des Seitenschiffes angenommen wurde.

Durch die wiedergegebenen Maße ist nun zwar die Tiefe der Fundamentsohlen bestimmt, jedoch noch nicht das Bodenniveau der Kirchen, aber es ließ sich bei dem älteren Bau in dieser Beziehung eine sehr präzise Feststellung machen. In der Tiefe von 60 cm nämlich schlossen sich in der Apsis (der kleineren, tiefer liegenden also) Reste eines Estrichbodens noch an die Mauer an. Dieser Belag bestand aus Kies, Sand und geschroteten Ziegeln und zeigte eine gut geglättete Oberfläche. Fragmente davon lagen außerdem in großen Mengen in dieser Schicht. Damit ist für die Beurteilung der Schichten nun ein Fixpunkt gewonnen, der um so wertvoller ist, als andere Hilfsmittel wie etwa die Lage von Fundstücken hier versagen. Denn es handelt sich nicht um unberührten Grund, sondern um einen Boden, der zur Anlage von Gräbern unzählige Male durchwühlt worden ist. Gerade die der Ausgrabung zugänglichen Stellen, also die Gegend vor dem Kreuzaltar, die Seitenschiffe und der Mittelgang, waren dicht mit Gräbern besetzt, die — davon wird später noch die Rede sein — wohl alle erst seit Erbauung der jetzt bestehenden Kathedrale angelegt wurden. Als völlig unangetastet hat sich nur der Grund unter der Krypta erwiesen. Wie wenig unter diesen Umständen die Lage von Fundstücken sagt, mag die Tat-

[1]) Sie ist bei Schmucki S. 8 als die jüngere dargestellt.

sache illustrieren, daß im Scheitel der älteren Apsis quer im Schutt stehend eine Grabtafel des sechzehnten Jahrhunderts ausgehoben wurde. Das Niveau des zur jüngeren Anlage gehörigen Bodens konnte nicht ermittelt werden. Größere Mengen sehr abgelaufener Backsteinplatten von 5 cm Dicke und 28 × 14,5 cm Umfang stammten vermutlich von diesem Belag. Was nun das Paviment der heutigen Kathedrale anlangt, so wurde der jetzt entfernte Boden erst in der

Abb. 2. Die Apsis des karolingischen Baues (Tello-Bau).

Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gelegt. Er bestand aus einem weichen Sandstein, der sich rasch abnützte. Jakob Burckhardt sah noch Teile des alten, mit Schwarzkalk gebundenen Gußbodens, in den mit Modeln Wappen eingedrückt waren. Reste davon kamen in 26 cm Tiefe zum Vorschein.

Fragt man nun nach der zeitlichen Ordnung dieses Fundergebnisses, so ist wohl kaum ein Zweifel möglich, daß das jüngere Fundament mit der großen Apsis zu dem Bau Tellos gehört. Die Nische zeigt die tiefe, hufeisenförmige Rundung, wie wir sie von St. Johann in Münster, von Disentis, auch durch die Ausgrabungen in St. Martin in Chur kennen, eben jenen karolingischen Typus, von dem die Rede war, und wenn der Einzug gegen Westen (die eigentliche

Hufeisenform) auch nicht scharf hervortritt, so haben wir zu berücksichtigen, daß das Mauerwerk an dieser Stelle beschädigt ist. Der schartig verlaufende Umriß zeigt deutlich, daß die verdickten Enden des Hufeisenbogens hier abgeschlagen sind und der Einzug ehemals viel straffer gewesen sein mußte.

Nun ist allerdings in unserer Vorstellung das Bild des karolingischen Kirchenbaues des Landes mit den drei an der Ostwand nebeneinander liegenden Apsiden ausgestattet, aber es ist durchaus möglich, daß auch bei dem Bau des Tello dieses Schema eingehalten wurde. Eine Ansatzstelle am Ende des nördlichen Armes der großen Apsis läßt sich zwanglos so erklären. Daß sonstige Reste dieser Apsiden nicht gefunden wurden, ist so auffallend nicht, wie es scheinen möchte. Denn sie standen bei dem Neubau den Fundamentierungen der Nordost- und Südostpfeiler des Langhausabschlusses im Wege und aus den massigen blockartigen Substruktionen, die unter den Pfeilern allenthalben zutage kamen, an den Verspannungsmauern auch, die unter den Arkaden liegen, ist zu sehen, wie ängstlich man für starke Fundamente besorgt war. Endlich aber ist zu sagen, daß unsere Kenntnis der karolingischen Kirchenform ja nur auf einem geringen Rest des ehemaligen Bestandes beruht, wir besitzen nur ein paar Bauten im Bereich Currätiens, die sicher aus dieser Epoche stammen, wissen aber aus der Bittschrift des Bischofs Verendarius an Ludwig den Frommen (821), in der er sich über die Säkularisation von Kirchengut bitter beklagt, daß damals in der Churer Diözese über 230 Gotteshäuser standen [1]). Da es sich nun bei der Tellobasilika um eine frühkarolingische Gründung handeln muß — 784 ist dieser Bischof gestorben — so wäre es durchaus möglich, daß damals das reichere Dreikonchenschema noch nicht allgemein durchgedrungen war.

Über die Längenausdehnung der Tellobasilika gab die Ausgrabung keinen Aufschluß, doch ist sie durch die Größe der Apsis annähernd zu ermitteln. Bei St. Johann in Münster wie bei den Martinskirchen in Chur und in Disentis beträgt die Länge der Kirche bis zum Ansatz des Altarraumes etwa das Vier- bis Fünffache von der Sehne der Apsis. Nun mißt die Entfernung der Westwand der heutigen Kathedrale von dem Ansatz der karolingischen Apsis etwas mehr als das Vierfache der Sehne dieser Nische (die man unter Berücksichtigung des Einzuges auf 6,50 m berechnen darf). Es ist daher anzunehmen, daß beim Neubau des zwölften Jahrhunderts die Fundamente der Tellofassade verwendet wurden, vielleicht sind sogar Teile der aufgehenden Mauer unter dem verkleidenden Quaderwerk verborgen.

Ausstattungsstücke dieses Baues waren längst bekannt, bevor man seine Fundamente gesehen, ja, sie waren bisher eigentlich das einzige Pfand für die Existenz dieses Bauwerkes gewesen, ein Pfand allerdings, das in seiner Beweiskraft nicht unangefochten blieb, da man eine Zeitlang an die Möglichkeit dachte, daß sie zu der Laurentiuskapelle gehörten, von der wir schon sprachen. Es sind die Marmorfragmente, in denen man Reste von «cancelli», den Altarschranken des Hauptaltars, erkannte [2]) und die deswegen auf uns kamen, weil sie als Boden-

[1]) Th. v. Mohr: Cod. diplomaticus Bd. I, S. 27.

[2]) Im Landesmuseum in Abgüssen rekonstruiert.

belag im Bau des zwölften Jahrhunderts Verwendung gefunden hatten [1]). Die wertvollen Stücke wurden in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts ihrem gefährdeten Platz enthoben und später dann größtenteils als Mensa des Laurentius-Altars verwendet. Ähnliche Fragmente aus dem gleichen schönen Stein mit dem blassen gelblichen Teint wurden nun auch bei den jüngsten Ausgrabungen in den Fundamenten des Kreuzaltars sowie bei den nachfolgenden Renovierungsarbeiten in der Vermauerung des südlichen Chorfensters gefunden (s. Abb. 3 u. 4). Sie bildeten eine Bereicherung des bekannten Bestandes, da sich

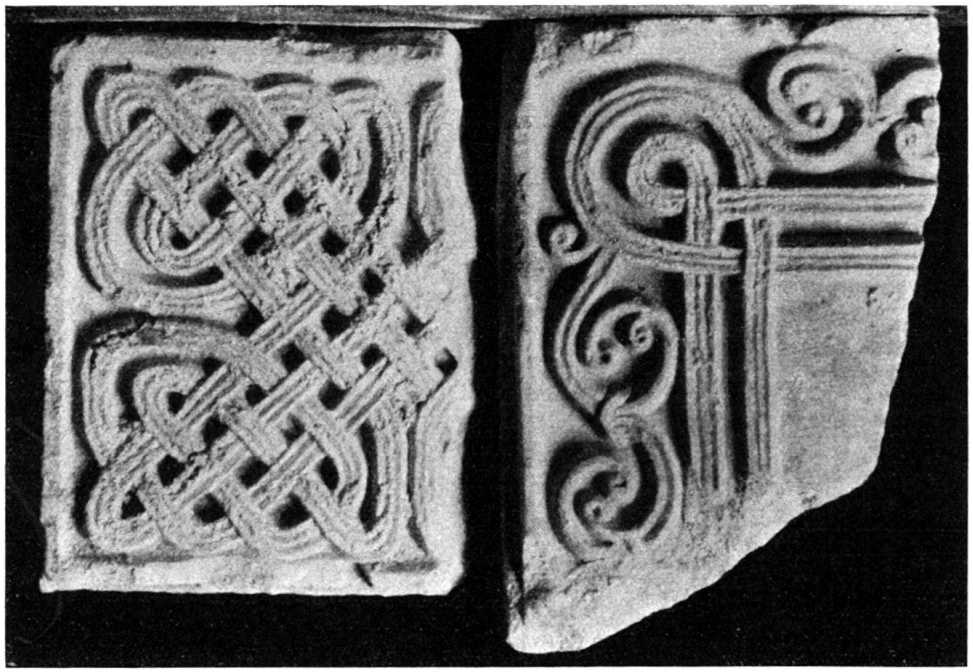

Abb. 3. Marmorfragmente aus dem Tello-Bau.

auch ein gebogenes Stück darunter befand, vielleicht das Fragment eines den Eingang der Schranke überspannenden rein dekorativen und freistehenden Rahmens oder der Einfassung eines Beckens. Auch der Motivschatz ist durch diese Stücke etwas erweitert, es erscheinen neben den Ranken und dem Flechtwerk nun auch noch das Wellenband und eine Rosette, deren Einrahmung mit gebohrten Kreisen und Löchern besetzt ist. Eines der Torsi zeigt auf der Rückseite, in feinen Linien eingemeißelt, das Fragment einer Inschrift, die sich im Kreis um ein Kreuz schloß. Die Buchstaben lauten: .....

RNITVR HIC MVN .....

und lassen der Ergänzung weiten Spielraum.

[1]) Sie lagen in der Nähe des Hochaltars. Dort wurde, wie eine Inschrifttafel andeutet, von Bischof de Carl 1852 der Boden erneuert. Die Stufen des Altarhauses wurden nach Westen verschoben, so daß die Säulenbasen des kleinen Chorbogens nun im Boden stecken.

Während mit der Aufdeckung dieses Baues der Spaten nur bestätigte, was die Chronisten gesagt, wurde durch die Bloßlegung der tiefer liegenden Fundamente mit einem Mal eine neue geschichtliche Ebene angeschnitten. Diese Anlage mit der flacher gewölbten Apsis, die ohne Dazwischenschaltung eines chorbildenden Kreuzarmes auf dem breiten Querschiff wie ein Schildbuckel sitzt, zeigt das Grundrißschema der konstantinischen Basilika — ein östliches Produkt, wie man weiß — das im Abendland nur durch die monumentalen Beispiele der alten Peterskirche und durch San Paolo fuori le mure in Rom (begonnen im Jahre 386) überliefert ist [1]). Das Verhältnis von Apsisweite und Länge des Querschiffes, dessen Fundamente trotz den späteren Zerstörungen in ihrem südlichen Teil noch deutlich erkennbar waren (siehe Grundriß), ist in

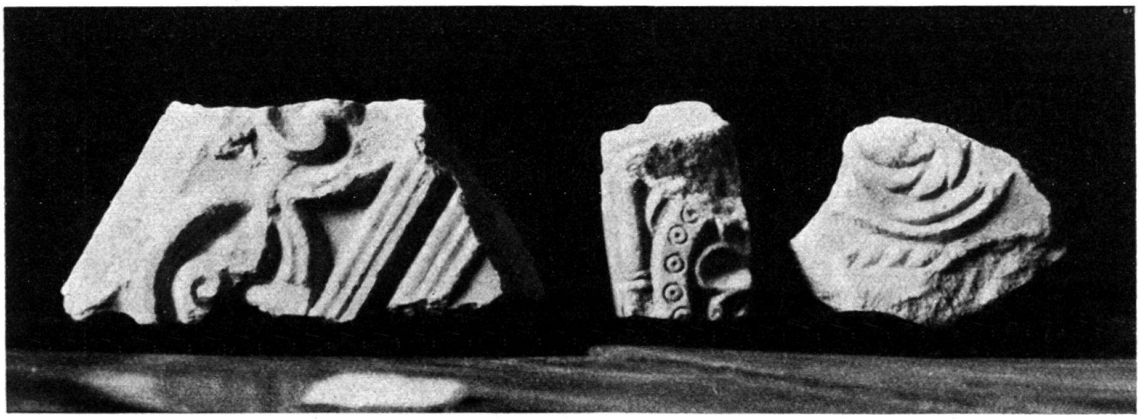

Abb. 4. Marmorfragmente aus dem Tello-Bau.

Chur fast das gleiche wie bei der Paulsbasilika vor den Toren Roms, da hier wie dort die Sehnenlänge der Apsis ungefähr der Länge der Querschiffsarme entspricht. An die Paulskirche erinnert auch die ansehnliche Breite des Querschiffes, das bei der Churer Anlage so sehr geweitet ist, daß die Länge der Querarme hinter ihrer Breite zurückbleibt. Daß aber auch diese Gewichtsverteilung in der frühchristlichen Zeit vorkam, zeigt der Grundriß des Menas-Heiligtums in der lybischen Wüste, unter Arkadius, also etwa um 400, entstanden. Zwar kann man in der Literatur der Meinung begegnen [2]), daß mit Ausnahme der großen römischen Basiliken die frühchristlichen Kirchen der Mittelmeerländer einfache Langhausbauten ohne Querschiffe gewesen seien, aber demgegenüber ist doch wieder daran zu erinnern, daß der geringe Denkmälerbestand des Abendlandes uns eine solche Verallgemeinerung gar nicht erlaubt. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß die ehrwürdigste Kirche der Christenheit, die über dem Grab des Apostelprimus von Konstantin als weithin sichtbares

[1]) Grundriß s. Oskar Wulff: Altchristliche und byzantinische Kunst, S. 237.

[2]) Gg. Dehio: Geschichte der deutschen Kunst, Bd. I, S. 68.

Denkzeichen seiner Hinwendung zum neuen Glauben errichtete Basilika, so sehr ohne Nachfolge geblieben sein sollte.

Wie dem auch sei, in dem Churer Grundriß wenigstens zeichnet sich dieser Typus ab, er ist bauhistorisch sicher möglich seit der Mitte des vierten Jahrhunderts, und wir haben nur noch zu prüfen, welche Datierung uns die geschichtliche Lage des rätischen Alpenlandes zu dieser Zeit erlaubt. Dabei darf die Frage nach den ersten Anfängen des Christentums in der Rätia prima, nach der umstrittenen Gestalt des hl. Lucius insbesondere, zunächst übergangen und für die Betrachtung der Geschichte der Luciuskirche aufbewahrt werden. Denn wenn auch bei dem nahen Kontakt Rätiens mit Italien kaum daran zu zweifeln ist, daß die Kunde von dem neuen Glauben schon in den ersten Jahrhunderten hierher getragen wurde, so ist doch sicher, daß keinesfalls im Bereich des Kastells, unter dem offiziellen Schutz der staatlichen Gewalt, dem Evangelium ein Obdach erstehen konnte, bevor — unter Konstantin dem Großen — das Imperium seinen Bund mit dem Christentum vollzogen hatte. Aber auch dann war doch noch nicht mit einem Schlag das ganze Reich so sehr christlich organisiert, daß sich in einem peripheren Teil der Bischof die Landesfestung für den Bau seiner Basilika hätte wählen können. Noch waren die alten Götter so stark, daß der Rückfall unter Julianus möglich war, daß Valentinian, zwar selbst Christ, das Heidentum dulden mußte. Auch zehrte die Häresie der Arianer an der Kraft der neuen Bewegung. Der letzte Durchbruch gelingt doch erst unter Theodosius, in letzter Stunde also, wenn man an Rätien denkt. Denn bald nach jenes Kaisers Tod stürzt die römische Brücke nach dem Norden ein: die Besatzung muß (nach 400) wegen der westgotischen Gefahr in Oberitalien zurückgenommen werden. Aber das Feld war bestellt. 451 hören wir von einem Churer Bischof, er heißt Asinio [1]), für den Abundantius von Como auf der Mailänder Synode, zu der Chur bis zum Vertrag von Verdun zuständig war, signierte. Münzfunde zeigen, daß der Osten der Schweiz auch nach der Truppen-Evakuierung noch bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts den Zusammenhang mit Rom bewahrte [2]), und da der Barbarensturm das Land nicht berührte, so konnte sich die christliche Organisation auch ohne den Schutz der Legionen kräftigen. Diese Zeit ist es, die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts, in der wir uns die Entstehung der ersten Churer Bischofskirche zu denken haben. Es liegt auch am nächsten, diesen Bau erst nach dem Abzug der Besatzung anzunehmen. Denn einmal waren die Raumverhältnisse auf dem Churer Kastell beschränkt, und dann wird gerade die Wegnahme des militärischen Schutzes die junge Kirche bestimmt haben, hinter den verlassenen Festungsmauern Schutz zu suchen. Denn wer konnte voraussehen, wessen man sich von der entfesselten Kraft hereinbrechender fremder Stämme zu versehen hatte. Ganz besonders aus diesem Grund wird man sich mit der Datierung der ersten Basilika nicht gern allzu weit von dem Termin des Truppenrückzuges entfernen.

---

[1]) Vgl. Felix Stähelin: Die Schweiz in römischer Zeit, S. 505. Also nicht Asimo wie man bisher las. Die Stelle heißt: «pro absente sancto fratre meo Asinione episcopo ecclesiae Curiensis».

[2]) Stähelin, a. a. O. S. 520.

Der Befund des Mauerwerkes paßt zu dieser Bestimmung gut. Die innen und außen sauber verputzten Wände der Apsis waren aus großen, gut behauenen Steinen mit vier Sichtflächen lagerhaft und handwerksgerecht gefügt, die ganze sehr exakte Arbeit stand in auffälligem Gegensatz zu der etwas verwilderten Art, in der bei der zweiten Apsis kaum behauene Findlinge mit viel Mörtel zusammengehalten waren. Das spricht dafür, daß dem ersten Bau noch die Anwesenheit gut geschulter römischer Werkleute zugute kam.

Nach diesem Ergebnis ist nun doch noch zu fragen, ob in den Gründen, die von der Wissenschaft für die Behauptung, bei St. Lucius sei die erste Kathedrale zu suchen, Elemente enthalten sind, die uns bedenklich stimmen könnten. Hier spielte zunächst eine Rolle, daß nach dem Wortlaut dreier von den Chronisten des sechzehnten Jahrhunderts überlieferten Grabinschriften — von ihnen wird später noch die Rede sein — Bischof Valentian, der 548 starb, sowie zwei weitere Mitglieder der viktoridischen Fürstenfamilie dort ihre Ruhestätte gefunden hätten. Es sei aber — so sagte man [1]) — allgemeiner Gebrauch der Zeit gewesen, hochgestellte Personen (einer der Bestatteten war Präses) nur in den Hauptkirchen beizusetzen. Mit dieser Behauptung aber wird ein viel späterer Brauch in eine Zeit zurückverlegt, in der er noch nicht galt. Ursprünglich hatten die Christen nach jüdischer Sitte ihre Toten in unterirdischen Grabkammern oder Felsengrüften bestattet, allmählich, etwa im vierten Jahrhundert, waren diese Katakomben ans Licht heraufgestiegen und die unter einem freien Himmel liegenden Cimiterien bald mit den Basiliken zusammengewachsen. Der Wunsch, auch im Tode den verehrten Resten der Märtyrer nahe zu sein, erweckte das Verlangen nach Grabstätten in der Kirche selbst, ein Verlangen, das nur einflußreiche Personen durchzusetzen vermochten. Aber diese Entwicklung trat erst nach der von uns hier betrachteten Zeit ein, denn noch am Ende des neunten Jahrhunderts wurde sie von den Oberen nur widerwillig und mit Einschränkungen gebilligt, konnte also damals noch nicht gefestigte Sitte gewesen sein. So bestimmte 895 die Synode zu Tribur, daß nur Geistliche und ganz besonders verdienstvolle Laien in den Kirchen — sofern es nicht eigene Grabkapellen waren — beigesetzt werden dürften, jede Art von Grabmälern aber, ja sogar jede Kennzeichnung im Paviment strenge untersagt sei [2]). So spricht also die Tatsache, daß in der St. Luciuskirche Mitglieder der führenden Familien des Landes beigesetzt waren, nicht für, sondern vielmehr gegen die Hypothese, sie sei die alte Kathedrale gewesen.

Endlich hat man auch angenommen, Bischof Tello habe seine «Residenz» auf den Hof verlegt, da in seiner Person die bisher getrennten, in der viktoridischen Familie vererbten beiden höchsten Würden, die des weltlichen Präses und des geistlichen Hirten, zusammengetroffen seien. Da er als Landesfürst nun auf dem Kastell zu sitzen befugt gewesen sei, so habe er sich dort auch seine Kathedrale gebaut. Auch diese Vorstellung ist einer späteren Zeit entnommen,

---

[1]) Joh. Gg. Mayer: St. Luzi bei Chur. II. Aufl., S. 7.

[2]) Dehio, a. a. O. S. 179.

sie denkt an die feudalen Sitze des hohen Mittelalters, ja an die landesherrlichen Schlösser einer noch späteren Zeit. Sie paßt aber nicht auf das erste Jahrtausend, in eine Epoche also, da die private Höhenburg noch nicht entwickelt war. Das Kastell war in römischer Zeit eine Festung, nicht eine private Wohnburg, nach dem Abzug der Besatzung wird sie als Zuflucht von den Bewohnern der Siedelung — die nicht zu ihren Füßen lag wie das heutige Chur, sondern am linken Ufer der Plessur in der Gegend des Welschdörfli — in Verteidigungszustand gehalten worden sein. Es war eine Sache aller, wenn die Kirche mit den kostbaren Reliquien dort einzog, keine Herrenlaune. Die Großen wohnten dazumal in Höfen im Verband der Siedelung. Wenn Tello seinen Sitz auf der Burg hatte, so wohnte er als Haupt seiner Kirche dort, als Bischof, nicht als weltlicher Präses. Sein alter Herrensitz ist unten am linken Ufer der Plessur zu suchen.

Was endlich die Laurentius-Hypothese anlangt, von der oben die Rede war, so liegt ihr offenbar eine falsch verstandene Urkundenstelle zugrunde [1]). Zu ihrer Fundamentierung wird nämlich angeführt, diese Kirche sei ehemals «ecclesia maior» genannt worden, prüft man jedoch das Urkundenmaterial, so ist dies Epitheton nur einmal in der Nähe dieses Kirchentitels zu finden und zwar in einem Dokument vom Jahre 1220, in dem es in der Schlußformel heißt: «Hec autem facta sunt in civitate Curie apud ecclesiam S. Laurencii anno dom. incarn. MCCXX coram testibus: Preposito maioris ecclesie Conrado, archipresbitero Ottone etc.» [2]). Der «praepositus maioris ecclesiae» ist aber hier einfach der Domprobst, und das Kapitel hat bei St. Laurentius geurkundet, weil damals der Neubau der Kathedrale noch nicht beendet war.

So zeigt sich also, daß alle Versuche, an andern Stellen eine Vorgängerin der Tellobasilika zu konstruieren, von vornherein auf schwachen Pfeilern ruhten. Dem Ausgrabungsergebnis gegenüber kommen sie nun nicht mehr in Frage.

Wenn wir fast mit Scheu daran gehen, diese Churer Basilika der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts zuzuweisen, so ist es deswegen, weil sie damit das älteste uns bekannte Gotteshaus nördlich der Alpen ist und wir hier den Anfängen der christlichen Kirche des Abendlandes schon nahe sind. Alles aber, was mit dem Anbruch einer auf Jahrtausende weiter wirkenden Bewegung verbunden ist, wird für uns immer mit einem Schauer des Geheimnisses umgeben sein. Konnte jedoch irgendwo dieses Ergebnis erwartet werden, so hier, wo die Weiterentwicklung der Spätantike zum Mittelalter niemals durch tiefer treffende Umstürze abgebrochen wurde.

* * *

---

[1]) Die Behauptung geht auf Kind (a. a. O. S. 35) zurück. Da er keine Quelle angibt, wurde sie unkontrolliert übernommen von Gelpke, Bd. II, S. 467, und Farner, S. 35. Letzterer möchte auch noch an eine Peterskirche als Vorgängerin der Kathedrale glauben (S. 12 und 175ff.). Für die Existenz einer Peterskirche in Chur vermag er nur eine Flurbezeichnung des achten Jahrhunderts anzuführen: «confinat ... in Sancti Petri». Hier wird es sich aber vermutlich um Besitz des Klosters Cazis handeln. Die dortigen Gotteshausleute heißen noch im vierzehnten Jahrhundert «sant Peters lüt» (I. C. Muoth: Zwei sog. Ämterbücher des Bistums Chur, S. 73). Cazis war in Chur begütert.

[2]) Th. v. Mohr: Codex diplomaticus, Bd. I, S. 272.

Es ist nun noch an die Brandspuren zu denken, die an vielen Stellen im Boden gefunden wurden, verkohltes Holz, versinterte Backsteine, ausgeglühte Granit- und Marmorstücke, die darauf hinweisen könnten, daß eine dieser beiden Kirchen durch Feuer zugrunde gegangen sei. Berichte über eine solche Katastrophe sind uns nicht übermittelt, denn wenn Bischof Verendarius im Eingang seiner Bittschrift mit fast alttestamentarisch rollendem Pathos klagt: «Distructa domus ac depraedata est sancta curiensis ecclesia», so ist für ihn, wie der Zusammenhang zeigt, der «Dom» und die »Kirche» nicht das Gebäude, sondern das beraubte und jämmerlich verminderte Bistum Chur. Soweit Schlüsse noch zulässig sind — da die Brandreste der Untersuchung nicht mehr zur Verfügung stehen — wird man indes annehmen müssen, daß diese Relikte einer Zeit angehören, die der ersten Basilika noch vorangeht, ja, daß es sich überhaupt nicht um Spuren einer Brandverwüstung, sondern um Reste einer technischen Anlage handelt. Was zunächst die chronologische Bestimmung anlangt, so ist zu sagen, daß Kohle, Asche und versengte Steine in einer Tiefe von 80 bis 90 cm zum Vorschein kamen, während, wie wir sahen, der Boden der ersten Basilika auf dem Niveau von —60 cm lag. Wenn wir nun auch, aus schon erwähnten Gründen, diese Schichtbefunde nicht ohne weiteres als Fixpunkte verwerten dürfen, so wird hier ihre Zuverlässigkeit dadurch bestätigt, daß schon im Gußboden der ersten Basilika verrußtes Steinmaterial verarbeitet war. Offenbar sind also diese Reste der Zeit vor dem ersten Kirchenbau, mithin der römischen Epoche einzuordnen, für ihre Herkunft aber vermag vielleicht der Rauchkanal einen Hinweis zu geben, der im südlichen Querarm der ersten Basilika nahe ihrer Ostwand gefunden wurde. Er verlief nach dem Bericht von Architekt W. Sulser horizontal mit geringer Steigung vom östlichsten rechten Pfeilerbündel weg in nordöstlicher Richtung (siehe Grundr.) in einer Tiefe von 95 bis 55 cm (Bestimmung an der oberen Kante), war aus Bruchsteinmauerwerk gefertigt und mit großen rohen Steinplatten abgedeckt [1]). Sein — annähernd quadratischer — Querschnitt verjüngte sich von 62 auf 55 cm, und im Innern fanden sich ausgebrannte Holzstücke, Kohle und Rußspuren. Bei dieser Schilderung wird man nun zunächst wohl an den Feuerungskanal einer römischen Heizanlage denken, der Befund der Umgebung jedoch macht eine andere Auslegung wahrscheinlich. In unmittelbarer Nähe der Kanalmündung nämlich zeigten sich, wie Sulser notiert, größere Mengen gebrannten und gelöschten Kalkes, und nicht weit davon (in der Südostecke der Basilika I) erschien sogar — in 80 cm Tiefe — eine ungefähr 15 cm starke Schicht vollkommen reinen Kalkes, die unten verkrustet war. Sie ging unter die Ostwand der Basilika hinein, was ihre zeitliche Zugehörigkeit zur römischen Schicht sichert. Das alles legt die Annahme nahe, daß hier in römischer Zeit ein Kalkofen betrieben wurde. Er ist wohl erst abgetragen worden, als man das Gelände für die Erbauung der ersten Domkirche säuberte, und da man das Abbruchmaterial zur Einebnung des Terrains mitverwendete, so breiteten sich die Brandreste über den ganzen Baugrund aus.

[1]) Daß der Punkt —55 sich geringfügig über das Bodenniveau (—60) erhebt, ist wohl ohne Bedeutung. Mit einer minutiösen Einebnung wird man nicht rechnen dürfen.

Vielleicht war auch das Marmorfragment, das uns heute wertvoll ist, da es die erste auf Bündner Boden gefundene römische Inschrift trägt, nur zur Speise für diesen Ofen bestimmt, als Rest einer zerbrochenen Tafel gut genug, vorzüglichen Kalk zu liefern. Das in nächster Nähe dieser Anlage ausgehobene Stück besteht aus einem Material, das grauer und kristallinischer ist als der Stein von Como, aus dem die karolingischen «cancelli» gearbeitet waren. Die keilförmig ausgemeißelten, mit Zinnoberrot eingefärbten 6,6 cm hohen Buchstaben zeigen die vollgeschwungenen C, die schlank dastehenden E, überhaupt die klassisch ebenmäßige Art guter römischer Arbeit und werden dem zweiten Jahrhundert angehören [1]). Der Wortlaut des Satztorsos:

ICAETEN
NTIAM

harrt noch der Ergänzung (s. Abb. 5).

Inwieweit sonstige, nach verschiedenen Richtungen verlaufende Mauerzüge noch dem römischen Bestand angehörten oder nur Substruktionen für die späteren

Abb. 5. Fragment einer römischen Inschrift.

Bauten waren, läßt sich nicht mehr ausscheiden, doch ist in diesem Zusammenhang eine noch heute im Dom sichtbare Anlage zu betrachten: die Zisterne. Sie liegt im nördlichen Seitenschiff hart am östlichen Pfeiler, hat eine lichte Weite von nur 70 cm und bis zum Wasserspiegel eine Tiefe von etwa 3 m. Der Schacht geht in reiner Zylinderform ohne jede Ausbauchung in die Tiefe und ist trocken aus Findlingen und Bruchsteinen gemauert, die keine regelmäßige Sichtfläche zeigen, doch ziemlich lagerhaft geschichtet sind. Als Einfassung dient der Pfeilersockel selbst, in den die Öffnung eingeschnitten ist. Es handelt sich bei dieser Anlage um einen Sodbrunnen und keine Zisterne im engeren Sinn,

[1]) Wie auch Prof. Dr. Otto Schultheß auf Anfrage freundlichst bestätigt.

da sie nicht von zusammenlaufendem Niederschlagswasser, sondern von unterirdischen Adern gespeist wird, die in dem ziemlich «wasserzügigen», aus Moränenschutt bestehenden Grund vorhanden sind. Daß dieser Brunnen schon vor der heutigen Domkirche bestand, darüber besteht kein Zweifel, denn man hätte sich zur Bohrung nicht diesen Platz ausgesucht, wo das Loch die Position

Abb. 6. Primitive Feuerstelle?
(im nördl. Seitenschiff ausgegraben.)

des schweren Pfeilers schwächen konnte. Da aber die Anlage einer Zisterne in einer Kirche immerhin ungewöhnlich ist, andererseits die schlanke, rein zylindrische Form und die trockene Mauerung auch bei den Brunnen der Saalburg erscheint [1]), so ist kein Anlaß, an der römischen Herkunft zu zweifeln. Daß man die Anlage, nachdem sie einmal vorhanden war, auch für die Kirche beibehielt, kann nicht verwundern. Sie konnte das Wasser zur Reinigung für die Weihbecken und die liturgisch vorgeschriebenen priesterlichen Waschungen spenden, aber auch in unruhigen Zeiten, wenn das Gotteshaus als Bollwerk dienen mußte, von lebenswichtiger Bedeutung sein.

[1]) Vgl. «Germania Romana», Bamberg 1924, Bildteil Tafel XXX, Text S. 25.

Wie man die tierischen Reste, die Säugetier- und Geflügelknochen, die Zähne von Bären, Ebern, Schweinen und Pferden, die an mehreren Stellen in und nördlich der Kirche ausgehoben wurden, einordnen soll, bleibt ungewiß. Sicher ist natürlich nur, daß sie der Zeit vor dem ersten Dombau angehören müssen; ob sie jedoch auf eine heidnische Opferstelle deuten oder Kehricht der Besatzung sind, ist kaum zu sagen. Notiert sei nur, daß in der Mitte des nördlichen Seitenschiffes in der sehr beträchtlichen Tiefe von 1,40 m solche Knochen mit Asche und Kohlenstücken auf einer Unterlage von großen rohen Steinplatten zum Vorschein kamen, die wie eine primitive Feuerstelle aussahen (s. Abb. 6).

Überschaut man die baugeschichtlichen Ergebnisse dieses Rückblickes, so zeichnet sich ein merkwürdig regelmäßiger Lebensrhythmus der Churer Bischofskirche ab. In Intervallen von 350 bis 400 Jahren hat sich jeweils ihr Dasein erneuert: nach dem ersten Bau vor der Mitte des fünften folgte ein zweiter in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts und endlich der letzte nach der Mitte des zwölften Säkulums. Und wieder in ungefähr gleichen Abständen schlossen sich anfangs des sechzehnten Jahrhunderts die Zubauten des Bischofs Lucius I. und zu unserer Zeit die letzte durchgreifende Renovation des Gotteshauses an. Von der dritten Etappe, dem Bau der heutigen Kathedrale, soll der folgende Abschnitt handeln.